

# Die Flucht vor sich selbst

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **21 (1953)**

Heft 8

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569430>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Flucht vor sich selbst

*Ein Versuch, nachzudenken*

*Werde Du selbst. — André Gide.*

Der greise Denker André Gide, einer der grössten Meister der französischen Sprache, hat Wochen vor seinem Tode immer wieder die Feder zur Hand genommen, um sich zwanglos Rechenschaft zu geben über die Dinge, die ihn bewegten, die in der Erinnerung noch auftauchten und Dauer forderten in seinem Wort, ehe sein Mund für immer verstummte. Er glaubte, diesen letzten Blättern keine besondere Bedeutung mehr zuzumessen zu dürfen. Er schrieb einfach, weil ihm ein Leben lang aufgetragen war, immer zu schreiben, immer wieder sich selbst gegenüber zu treten und ohne jede gesellschaftliche Konvention und bequeme Lüge wahr zu sein, auch wenn die rücksichtslose Wahrheit innere Unruhe schuf für ihn und andere, wenn sie an Normen rüttelte, die seit Jahrhunderten gefestigt schienen und doch nur von brüchigen Pfeilern getragen waren. André Gide schrieb und schrieb in dieser letzten Zeit ohne irgend einen Plan, ohne den Willen, ein «letztes Werk» zu schaffen — und es ist dennoch eines geworden, eine Beichte, die einen schon nach den ersten Seiten nicht mehr loslässt, weil im verglühenden Abend noch unzählige Funken aufsprühen und wir wissen, dass der letzte Freund ihm ja bald die Feder aus der Hand nehmen und ihn wegführen wird, einen welken Körper zwar, der zur Erde zurückkehrt, die er so über alles geliebt hat, aber auch einen Geist, der selbst in den letzten Tagen nicht welkte, der aufrecht und ungebrochen durch die dunkle Pforte schritt, um hinter ihr weiter auf die endlose Frage die Antwort zu suchen, die ihm hier nicht gegeben schien. —

«SO SEI ES» oder «DIE WÜRFEL SIND GEFALLEN» setzt der Greis diesen Blättern voran, die seine letzten Gedanken bewahren. Sie krönen seinen Lebensgrundsatz; sie zeigen seine vornehme Art in den Diskussionen mit den Gegnern, seine unerbittliche Wahrhaftigkeit in der Abrechnung mit dem eigenen und mit fremden Leben. Die Würfel fielen, aber er ist bis zuletzt er selbst geblieben. In der wesentlichen Auseinandersetzung über die «Verwirrung der heraufkommenden Generation», die ihn «bis zur Angst beunruhigte», steht der herrliche Satz: «...wichtig ist es, die Lüge nicht zu ertragen.» Er scheint mir besonders für uns geschrieben zu sein. Weshalb dann aber unser Titel über diesem Hinweis auf sein letztes Buch? Weil eben gerade auch der Homoerot oft, nur durch die Lüge getrieben, vor sich selber flieht und immer wieder mit scheinbar klugen Lügen sein eigentliches Wesen vor sich und den andern versteckt, krampfhaft verhüllt, bis ihn eines Tages nur noch eine Katastrophe aus dem selbstgebauten Gefängnis befreit... — Sehe ich zu schwarz?

Etwas scheinen zu wollen, das nicht der persönlichen Wesensart entspricht, ist, zumal heute, wohl eine allgemein geübte Komödie. Nun zwingt zwar die verlogene Konvention viele Homoeroten zur Verstellung. Sie verbietet es ihnen immer noch, manchmal sogar jahrelangen Freunden gegenüber, sachlich von der Kameradenliebe zu sprechen. Sie verlangt von ihnen, dass sie schweigen, wenn in einem Gespräch oder in einem zur Sensation aufgebauchten Zeitungsartikel diese Neigung den Verbrechen zugerechnet wird. Sie zwingt diejenigen, denen diese Neigung als Lebensaufgabe zugewiesen wurde, mit den Wölfen zu heulen, wenn ein Vorgesetzter einen Schicksalskameraden blossstellt und entlässt. Es kann zwar immer noch Einzelfälle geben, wo diese Komödie lebensnotwendig ist, um nicht seine Existenz zu verlieren. Wichtig bleibt es nur, in jedem Augenblick sich dieser Verstellung bewusst zu sein, sie nicht zur zweiten Natur werden zu lassen. Und grossartig wäre es, diese Komödie heiter und überlegen zu spielen und zu versuchen, in schweren Situationen die feind-

liche Degenspitze so abzulenken, dass sie nur die eigene Haut zu ritzen vermag, aber nicht das Herz des gefährdeten Kameraden verwundet. —

Doch es gibt noch eine andere Flucht vor sich selbst, die ebenso gefährlich ist: die Flucht in eine nicht gemässe Scheinwelt. Nicht leben können in den gegebenen Grenzen, nicht leben wollen in dem für den Einzelnen durch Herkunft und Beruf möglichen Kreis führt immer wieder zu Katastrophen, die nicht notwendig wären. Wohl ist das nicht eine typische Schwäche der Homoeroten, aber sie kommt doch bei zu vielen vor. Weil das Innere noch nicht die Ruhe in einem andern Menschen gefunden hat, manchmal sogar nicht finden will, wird diese Unruhe, wenn sie nicht, wie etwa bei André Gide, als Motor des Geistigen eingeordnet wird, durch tausend Aeusserlichkeiten überdeckt, versteckt, sodass sie, unbefriedet, zu noch grösseren Sinnlosigkeiten führt. Es fängt im Alltäglichen an: weil der eine das oder jenes hat, muss ich es auch haben. Nicht weil es für mich lebensnotwendig ist, sondern weil ich dadurch ihm gleichgestellt scheine. Es genügt nicht, dass ich gut wohne, gute Dinge um mich habe, mich gut kleide und einen guten Wagen fahre — es muss alles «letzter Schrei» sein, auch wenn ich es mir nicht leisten kann. Man leiht auf Borg und leiht und verspricht und kommt an kein Ende. Der Berg der Not wächst mit dem erborgten Schein, und damit auch die innere Qual, die sich immer mehr einfrisst, bis die Felsblöcke losbrechen und den Schein und den Menschen erschlagen. —

Sehe ich zu schwarz? — Nein, wir erleben es immer wieder in unserer nächsten Nähe. Man erschrickt, wie mancher Kamerad plötzlich ausgleitet auf einem Weg, auf dem man ihn nicht vermutete. Es schmerzt mehr, als wir es uns eingestehen, dass er sich von so viel Schein blenden und sich nicht an der ihm möglichen Lebensform genügen liess. War er uns nicht nahe in seiner Einfachheit, in seiner anspruchslosen Art und Welt? War er nicht gerade dadurch reizvoller Gegensatz, den zu berühren als ein köstliches Spiel im Dasein lockte? Wie arm wurde er plötzlich durch die geliehene Umwelt, durch die falsche Wohlhabenheit, die nicht mit ihm gewachsen war und ihn wie ein schlechtes Maskenkostüm umhing, in dem er nicht mehr seinem Wesen gemäss spielen konnte! Ach, er verlor nicht nur sich an den Schein — wir verloren auch ihn!

Und es gibt noch eine dritte Flucht vor dem Ich: die in religiös und geistig sein sollende Experimente! Weil man — ganz wie es im Verhältnis zwischen Mann und Frau gegeben sein kann — die Kraft, bei einem geliebten Menschen auszuhalten, nicht gefunden hat, weil man auch den Mut, zu seinem gleichgeschlechtlichen Eros zu stehen, immer wieder fallen lässt, klammert man sich an skurrile Phantastereien, die sich jedem klaren Urteil verschliessen. Anstatt das Einfachste zu tun, die Beglückung in der Liebesform zu suchen, die einem gesunde Sinne und ein aufrichtiges Herz diktieren, tut man das Lebensfremde: verstiegenen Spekulationen unklarer Köpfe nachzuklettern, bis man glücklich in der Nervenheilstation landet. Begegnet man dort dem Wunder eines aufgeschlossenen Psychiaters, so kann noch alles gut werden, wenn es ihm gelingt, durch das Gedankengestrüpp hindurch zum ursprünglichen Menschen vorzustossen. Kommt man aber einem weltanschaulich befangenen Prüfer in die Hände, so kann man im selbstgebauten Gefängnis sich jahrelang den Kopf wundstossen, wenn nicht durch die Gnade eines befreienden Erlebnisses die Zellentür doch noch entriegelt wird. —

*Wichtig ist es, die Lüge nicht zu ertragen!* Dränge doch dieses tapfere Wort zu jedem von uns! Gäbe es ihm doch auch die Kraft, eine verhängnisvolle Isoliertheit abzulegen und den Willen, mit Gleichfühlenden eine aufrichtigere Welt aufzubauen! Einsamkeit mag fruchtbar und notwendig sein für den Heiligen und für das Genie — den festen Schritt des Menschen auf dem Boden dieser Welt lähmt sie. Wir müssen uns in der Welt bewähren, nicht neben der Welt! —

Die Forderung nach Gemeinsamkeit stellt aber sofort ein neues grosses Problem auf unter Homoeroten, übrigens das Problem j e d e r Gemeinsamkeit: das der gegenseitigen Rücksichtnahme, des gegenseitigen Ertragens, die Achtung vor der gegensätzlichen Persönlichkeit. Damit aber aus der überwundenen Flucht vor sich selbst nicht eines Tages eine Flucht vor unserer Art überhaupt werde, ist die Erziehung des Menschen zum Menschen auch unter uns in allen Ländern, die Schweiz nicht ausgenommen, dringendes Gebot. Es berührt schmerzlich, in einem Brief aus dem Ausland lesen zu müssen: «...Leider sind die Verhältnisse hier so, dass unsere Arbeit von gewissen minderwertigen Personen gehemmt wird, und es sieht hier etwas pessimistisch aus... alle Intellektuellen werden hier bei uns von lauter Klatsch und Tantentum weggejagt...» Hier zeigt sich die grosse Gefahr jeden Zusammenschlusses unter uns, den eine so vielfältige, zum Teil sehr gegensätzliche Kameradschaft erreichen will. Es darf nicht sein, dass der geistig sensiblere und geistig schaffende Mensch von kleinlichen, negativen Erscheinungen so angewidert wird, dass er sich endgültig zurückzieht. Der Intellektuelle aber versuche auch den einfachen Menschen zu verstehen — und den femininen Homosexuellen. Die Gottheit verteilt Denken und Fühlen so unterschiedlich wie die Körper und wer sich in der Kleidung des andern Geschlechtes wohler fühlen und sich unauffälliger bewegen könnte als in dem ihm behördlich erlaubten Gewand, dem dürfen wir nicht allzu überheblich gegenüber treten, so lange er sich in den Grenzen des Anstandes und des guten Geschmackes bewegt. Nur eines ist sicher: *schöpferischer Geist ist immer der naturgegebenen Körperlichkeit überlegen*. Erst der Geist ordnet ein erträgliches Zusammenleben und schafft eine neue Zukunft. Und darum sollten in unseren Reihen Lebenslust und Ausgelassenheit zwar nicht fehlen, aber nie jenes geschmacklose Uebermass erreichen, das dem geistigen Kameraden die Gemeinsamkeit unmöglich macht, eine Gefahr, die immer wieder auftauchen wird, und zu deren Bannung es ungemein viel Menschenkenntnis, Geduld und Diplomatie braucht — und über das augenblickliche Vergnügen hinaus einen Blick auf das höhere Ziel. —

«*Am Menschen ist es, dem Bankrott der Menschheit Einhalt zu tun*», setzt André Gide seinem letzten, schmalen, in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart erschienenen Band voraus. Lassen wir auch dieses Wort unser ganzes Tun und Planen für u n s e r e Kameraden in der Welt läutern! Ich weiss wohl, dass nicht alle Leser mit mir einig gehen, nicht einig gehen können in der Verehrung dieses Denkers. Auch auf diesen, angesichts des nahenden und ruhig erwarteten Todes, geschriebenen Seiten wird das Trennende im Bekenntnis oft nicht nur ihnen, sondern auch dem Dichter selbst schmerzlich spürbar. Doch darin liegt ja gerade etwas vom Grössten seines Wesens: in dem Willen zur rücksichtslosen Klarheit sich selbst und andern gegenüber, auch wenn diese Klarheit schmerzt; dem Willen, der nichts anderes will als: h e l f e n . Kann es eine schönere Aufgabe geben in dieser rätselvollen Welt? Ein grosser Zweifler an Gott und dabei doch ein glühender Gottsucher, ein unaufhörlich Fragender, blieb der grosse Gegenspieler Paul Claudels in der ganzen Zeit seines Lebens. Und so schreibt er auch jetzt, auf den letzten Seiten des schmalen Bandes, wo die Feder schon leise zittert und der schöne Jüngling des Todes schon langsam die Fackel zu senken beginnt: «Die einzige Frage, die ich mir zu stellen das Recht (fast hätte ich gesagt: die Pflicht) habe: was kann ich nützen? .. Wie kann man in dieser Zeit weltweiter Not... die Verzweiflung ein wenig mindern?»

Hier ist Gebot und Auftrag für jeden von uns in dieser widerspruchsvollen Gegenwart, mahnender Ruf von jenseits der dunklen Pforte: *die Verzweiflung ein wenig mindern*. Flieht nicht vor euch selbst, nicht in die Haltlosigkeit, nicht in die Sinnlosigkeit, nicht in die Weltferne, nicht in die Vereinsamung!

Flieht zu den Menschen, die Euch am nächsten stehen! Helft!

Rolf.